

# An meine Kunden und Freunde

Wenn 1911 in die Kumpellkammer der Vergangenheit relegiert wird, dann mag es mit sich nehmen glückliche Erinnerungen von gewonnenen Erfolgen und guten Zeiten der Ihr Alle mitsammen theilhaftig geworden sind.

Ergebnis der Cure,

# Sam Hexter.

## „Prosit Neujahr“

wünscht Euch Allen



## Ein glückliches Neues Jahr

wünschen wir allen unseren

Freunden und Kunden

# MAX J. ECCE

## Ein glückliches Neues Jahr

wünschen wir allen unseren Freunden und Kunden und sprechen wir unseren Dank für das uns bisher bewiesene Wohlwollen.

Wir bitten auch für die Zukunft um Eure werthe Kundenschaft und werden Euch stets zuvorkommend und gut bedienen.

Achtungsvoll

# FALK

Der Kleiderhändler

### Eine Flamme Schiller's.

Katharina Baumann in Mannheim, welche die „Salope“ Gefühlsregung des Dichters abzeichnet.

Man schreibt aus Mannheim: Auf dem hiesigen Friedhofe, umgeben von vielen Kindergräbern, steht ein Denkmal aus gelbem Mainzerstein: eine in halber Höhe abgebrochene Säule, umwunden von einem Rosenkranz. Dieses Mal erinnert an einen Mann, der dem Mannheimer Hoftheater werthvolle Dienste geleistet hat als Musiker: Peter Ritter. Im Jahre 1801 ernannte ihn Dalberg zum Kapellmeister; er starb 1846. In seinem Nachruf hieß es: „In Ritter ging ein wahrhaft deutscher Mann, edel deutsch an Gesinnung, echt deutsch in seinen Handlungen dahin; er war eine Perle der Mannheimer Bühne.“ Ritter war schuldlos ohne böse Absicht, daß Mari Maria v. Weber nicht Kapellmeister in Mannheim wurde. Peter Ritters Frau war die berühmte Katharina Baumann, eine geborene Mannheimerin. Bevor sie Ritter heirathete, war sie mit ernsten Absichten von Schiller und Dalberg erworben. Die Künstlerin schlug aber beide aus. Schiller stochte ihr einmal, nach der Vorstellung von „Kabale und Liebe“, ein kleines Päckchen in die Hand: sein Miniaturbild. — Katharina Baumann sah ihn groß an und fragte in ihrer lebhaften Art, was sie mit dem Ding machen solle. Verlegen antwortete Schiller auf gut Schwäbisch: „Um, ja, sehen Sie, ich bin ein furioser Knauz; das kann ich Ihnen net jagen!“ Wie Katharina Baumann später erzählte, habe sie sich kindlich gefreut, wenn Schiller ihr den Hof machte, aber sie habe, durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwidern können. Schiller's Liebesbriefe, die sie wie ein Heiligthum aufbewahrte, verbrannte sie einige Tage vor ihrem Tode: 1850. Katharina Baumann hätte wohl in der Fürstengruft in Weimar geruht, wenn sie den „Salopen“ Schiller geheiratet hätte, jetzt weiß man ihr Grab nicht mehr.

### Der Pariser Geldmarkt vor hundert Jahren.

Der Pariser Geldmarkt, der in unserer Zeit für geldbedürftige Regierungen mehr als irgend ein anderer als Netzer in der Noth gilt und neuerdings wegen der türkischen Anleihe viel von sich reden macht, war vor hundert Jahren auswärtigen Anleihen noch so gut wie unzugänglich. Das entsprach den Wünschen des Kaisers Napoleon, aber aus politischen und rein persönlichen Beweggründen begünstigte er doch zuweilen solche Transaktionen an der Pariser Börse. Der hohe Zinsfuß der preussischen Anleihe — 10 v. H. —, das hauptsächlich nach Frankreich fließen sollte, schien ihm zu verlockend, daß er sich im Mai 1810 ganz im Geheimen mit 10 Millionen seines eigenen Vermögens daran beteiligen wollte und sich einzig und allein deshalb auf eine Million beschränkte, weil sein Finanzminister Mollien ihm vorstellte, daß das Geheimniß unmöglich bewahrt bleiben könnte, wenn er sich mit einer so großen Summe betheiligen würde. Im Frühjahr 1811, als Napoleon schon alle Kräfte und Hülfsmittel für den als unvermeidlich angesehenen Krieg mit Rußland in Anspruch nahm, suchte der König von Sachsen durch die Vermittelung des Bankhauses Lafitte an der Pariser Börse 12 Millionen flüssig zu machen. Napoleon hatte dem Dresdener Hofe den Plan zu einer solchen Anleihe förmlich aufgetragen, denn es entsprach seinen Absichten und Zwecken, daß sein Verbündeter für Kriegerleistungen möglichst viel flüssiges Geld zur Verfügung habe. Obwohl die Bedingungen verlockend genug waren — 6 v. H. Verzinsung, Rückzahlung in zwölf Raten und beträchtliche Verlotungsgewinne — glaubte doch Mollien seinem Gebieter voraussetzen zu müssen, daß die sächsische Anleihe der Öffentlichkeit, wenn nicht offiziellen Unterstützung seitens der Regierung bedürfte, wenn man sich für sie an der Börse auch nur einigen Erfolg versprechen wollte. Der Kaiser schrieb ihm zurück, er sollte dem Kaiser Lafitte erklären, es sei kein Wunsch, daß nichts unterlassen werde, was der Anleihe zum Erfolg verhelfen könnte. Zugleich ermächtigte der Kaiser seinen Minister, Lafitte in seinem Namen eine Million zur Verfügung zu stellen und ihm den Rath zu geben, in der Öffentlichkeit zu verbreiten, er selbst habe die Million gezeichnet. Das werde seinen Kredit verhehren und seinem Gönne erhöhte Bedeutung verschaffen. Aber allen Begünstigungen des allgewaltigen Imperators zum Trotz verhielten sich die Pariser Kapitalisten gegen die sächsische Anleihe so kühl, daß dem Kaiser nichts anderes übrig blieb, als die Hälfte selbst zu übernehmen. Um nun nicht mit dem Papier zu Schaden zu kommen und sich dessen ohne Verlust oder gar mit Gewinn entledigen zu können, ließ er durch Mollien krampfhaft Versuche machen, eine Quotierung und Erhöhung des Kurses an der Börse zu bewirken, doch es nützte alles nichts; die Finanzleute wollten auf den Köder nicht anbeißen, und der kaiserliche Treisor blieb mit dem größten Theil der Anleihe hängen.

### Wie man „Bühnenstern“ wird.

Was eine Pariser Souvrette dem Publikum über ihren Werdegang anvertraut.

Aus Paris schreibt man: Auf einer Mundfrage der „Presse Associée“ hat Duette Gnilbert sehr witzig und lehrreich geantwortet: „Sie fragen mich nach dem Reiz, auf Grund dessen ich zum Star wurde? — Weher Gott, das ist einfach. Zuerst verlangte ich für jedes Auftreten einen Louisdor, und bekam ihn; dann vier Louis — und bekam sie; dann zehn Louis — und bekam sie; dann zwanzig Louis — und bekam sie; dann 25 Louis — und bekam sie; dann 35 Louis — und bekam sie auch! Man braucht sich nur an den Direktor des Alcazar d'Or in den Champs Elysees zu wenden, um sich ein kleines Vermögen zusammenstellen zu lassen; Sprechanfragen von 2 bis 4 Uhr Nachmittag. Sie leben, doch ich nicht von meinem System verheimliche. Und weil es durchaus nicht kompliziert ist, bildet man sich ein, daß es sehr schwer ist. Hier der Beweis vom Gegentheil! Man muß aber zu sagen wagen, was man haben will; ich für mein Theil bin nicht ängstlich. Außerdem gehören zwei sehr schwarze Handschuhe dazu, wirkliche schwarze Handschuhe, die sehr lang sein müssen: in die stecke man zwei ebenfalls sehr lange Arme, soweit wie möglich, und dann lasse man die Arme in den Handschuhen nachlässig vorn über den Kopf herunterhängen, in anständiger Höhe. Das ist die Hauptfäule, die Höhe. — Man bediene sich der langen, schwarzen Arme sehr wenig; sie zu erwidern, wäre zwecklos. Unter Anderem sehe man dann eine sehr gelangweilte Miene auf. Das Publikum, das gut, wirklich gut ist, laßt sich: „Ach, das kleine Fräulein da ist wahrhaftig ganz nett; und wie fürchterlich gelangweilt es aussieht, das kleine Fräulein, das uns trotzdem ein Liedchen singen will. Nein, das ist zu lieb von dem Fräulein!“ Man muß etwas durch die Nase singen. Wenn man durch die Nase singt, ermüdet man weniger den Hals, und das ist schon etwas. An Alles muß gedacht werden. Es ist ganz überflüssig, seine Lieder zu studiren — dafür ist der Souffleur da — man braucht sie nicht einmal zu verstehen — das ist Sache des Publikums. All das hat keine Bedeutung. Ein bißchen Intelligenz; aber es geht auch ohne das. Ernst, Ruhe, damit ist Alles gethan. Den Direktoren muß man versichern, daß man vor Talent nicht ein noch aus weiß, daß man es mühsam zurück hält, daß es zur Explosion kommen wird. Man kriecht, lächelt — und verdröndert in der Stille.“

### Frithjof Ranien über die erste Entdeckung Amerikas durch die Norweger.

Frithjof Ranien hat sich jetzt mit den amerikanischen Fahrten der Norweger beschäftigt, die das Vinland, das Weinland, den südlichen Theil des nordamerikanischen Festlandes, um das Jahr 1000 nach Christus entdeckt haben sollen. Der Gelehrte hat dafür die isländischen Berichte, aus denen wir von den Vinlandfahrten wissen, zu Rathe gezogen und sich dafür auch der Hilfe des norwegischen Historikers Mol und des Sprachforschers Torp verichert. Da will er denn gefunden haben, daß jene, Vinland betreffenden Reiseberichte Romangebilde und Sagen seien, die einen nur kleinen Thatbestand enthalten. Die älteren, von den angebliebenen Fahrten nach Vinland gleichzeitigen altisländischen Chroniken wählten nichts von ihnen, erst viel spätere, und da lasse sich nachweisen, daß diese die irischen Sagen (z. B. Niflida fortmatara), in theilweise auch der Odsee entlehnt hätten. Spuren solcher Kolonisation haben sich nicht gefunden; denn die amerikanischen „Annensteinen“ haben der Kritik schlecht standgehalten. Da indessen in Neu-Holland, in Massachusetts, auf Rhode Island und auch in New Jersey die wilde Rebe mit ihren nachsichtendem Beeren vorkommt, so konnte man annehmen, daß hier irgendwo das „Vinland“ zu finden sei. Die „Esterlänger“, die feindlichen Eingeborenen, mit denen die Vinlandfahrer zu kämpfen hatten, sind nach Torp die altdeutschen „Schraheller“, d. h. Elfen und Dufwesen. Nur so viel will Ranien-der bisher häufigen Ansicht zusetzen, daß die Isländer mit dem nördlichsten Amerika Landhandel getrieben, nach „Mariland“ gekommen seien und mit den Indianern gekämpft hätten; denn in der Beschreibung dieser Dinge hätte die Rande-Chronik eine ganz andere Prosa als in der Schilderung von Vinland. Ranien hat das in einem Vortrage in Christiania ausgeführt und zu begründen versucht. Wenn, wie Ranien zugibt, die Norweger bis Neu-Holland gekommen sind, ist, wie der „Globe“ bemerkt, nicht recht einzusehen, warum sie nicht auch nach ein Stück Südafrika, bis Vinland gelangt sein sollten.

Thu die schönen Mädchen lieben, Junge Weiber nicht betrüben, Und die alten auch nicht hassen, Und was lebet, leben lassen. (Alte Inskript.)

### Eine Tropfsteinhöhle.

Es neuerdings bei Nettersheim im Eifelgebirge entdeckt worden.

Während in den westfälischen Staffgebirgen eine Tropfsteinhöhle nach der anderen entdeckt und dem Publikum erschlossen wird, hat man bisher in der Eifel nur wenige und unbedeutende gefunden; vielleicht stößt man bei den neuen Bahnbauten in der Eifel auf eine neue. Seit mehreren Jahren ist den Bewohnern des Ortes Nettersheim eine Höhle im sogenannten Mannenberg bekannt. Der Besitzer des Eingangs hat diesen wohl verbarricadert. Nach Verständigung mit ihm botte ich Gelegenheit, mich mehrmals in die Höhle zu begeben. Der Eingang liegt etwa 20 Meter über dem Spiegel der Luft, wenige Schritte von der Bahnstrecke entfernt. In die Halle führt ein etwa 15 M. langer Gang, der jetzt noch ziemlich hoch hinauf, dann steil heruntergeht. Der Hohlraum selbst hat etwa die Größe einer geräumigen Scheune. Im wesentlichen sind bei ihm, soweit er zugänglich ist, drei Kammern zu unterscheiden, eine mittlere große, eine mit ihr parallel laufende und eine kleinere, die als tiefer gelegener Theil der großen Kammer erscheint. Die Höhe der Hauptkammer beträgt in Wirklichkeit etwa 10 M.; doch ist die Höhle fast bis obenhin mit großen Steinblöcken angefüllt. Mehrere Felsstalten, die sich zahlreich durch den Berg hinziehen, scheinen bis ans Tageslicht zu gehen. Eine bis zu 15 Metern dicke Schicht der Tropfsteinmasse bedeckt die Wandung der Höhle sowie die darin liegenden Steinblöcke. Die Länge der Stalaktiten ist zwar nicht bedeutend; die längsten von ihnen, die den Boden berühren, befinden sich an den Seiten und sind etwa einen halben Meter lang. Doch liegen zwischen den Steinblöcken Stücke von Stalaktiten, die über 12 Centim. Durchmesser haben und dadurch auf ein sehr interessantes Bild mehrere sich an die Höhe der Höhle und Mannigfaltigkeit einer Tropfsteinhöhle aufweist. So ist die doch wertig, dem Fremdenbesuch zugänglich gemacht zu werden. Der Besitzer ist ein Landmann, der die Mittel dazu nicht besitzt. Vielleicht findet sich ein Gutsfreund, der ihn unterstützt, daß auch diese Naturwunder bald belichtet werden kann und so die Reize der romantischen Eifel sich um einen neuen vermehren.

### Ein dauerhafter Tischgast.

Eine amüsante Episode von allzu weitherziger Gastfreundschaft erzählt Nico Montegazza in der „Rozione“ von einem entfernten Verwandten, dem italienischen Commendatore Juccani, der jahrelang in London ein großes Haus machte. Juccani hatte in London eine Spiegelfabrik gegründet, wurde dann aber Bankier, verdiente Millionen und erbaute sich am Custom Square ein idyllisches Heim, das durch seine Gastfreundschaft besonders in der italienischen Kolonie berühmt war. Aber immer zur Zeit des Diners ins Haus kam, blieb ohne Ausnahme auch zu Tisch, und sehr viele bedeutenden Juccani häufig, weil man eben dort gut und bequem essen konnte. Manche kamen monatlang fast täglich, aber den Reford hielt doch ein hartnäckiger Gast, der, ohne mit Juccani näher bekannt zu sein, jahrelang täglich zum Diner erschien. „Sehen Sie“, so erzählte Juccani einst lächelnd, und wies auf diesen treuen Fremden, den habe ich vor zwei Jahren einmal zu Tisch eingeladen, und er nahm ohne Weiteres an, daß die Einladung auf ewig gelte. Er sieht nie.“ Wenn der Commendatore bereuete oder einmal außerhalb seines Hauses ab, so wurde dem hartnäckigen Gast allein kein Diner serviert, und wenn er selbst — was übrigens seltener vorkam — verhindert war, dann verbotte er nie, durch einen Brief höflich mitzutheilen, daß es ihm „heute zu seinem größten Bedauern nicht möglich sei, der lebenswichtigen Einladung Folge zu leisten.“ Mit der Zeit fühlte er sich heimlich und begann die Dinerzeit zu tyrannisiren. Wachte ihm das Wenn nicht, so wandte er sich ohne Weiteres an den Hausmeister und äußerte vornehmlich: „Ja, schämen Sie sich denn gar nicht, an der Tafel eines Juccani eine solche Wirthschaft zu treiben?“ Und der frechliche Gastgeber amüsierte sich förmlich, wußte dem Hausmeister zu, und das beandstande Gericht kam nicht mehr auf den Tisch.

### Poesie und Prosa.

Brant (am Bahnhof, zärtlich): „Ganze zwanzig Minuten haben wir noch Zeit, bis der Zug kommt und wir Abschied von einander nehmen müssen; ist das nicht süß?“ Bräutigam: „O ja; da können wir im Bahnhofrestaurant noch gemüthlich eine Wurst essen!“

### Die Sprache der Wissenschaft.

Weber die älteren Vorstellungen in der Landes- und auf deutschen Universitäten.

Die allgemeine Ansicht ist, daß der berühmte Jurist und Philosoph Christian Thomajus am 31. Oktober 1687 (noch der julianischen Kalenderrechnung) als Privatdozent zu Leipzig zuerst ein öffentliches Kolleg in deutscher Sprache las. Auch der darauf bezügliche Anschlag am „schwarzen Brett“ war deutlich verfaßt und lautete: „Christian Thomajus eröffnet der studierenden Jugend in Leipzig in einem Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen sollte? Ein Kollegium über des Gratians Grundregeln, vernünftig, klar und artig zu lesen.“ Die Empörung über das allem Herkommen und der geübten Sitte Sohin sprechende Vorgehen des Thomajus war allgemein und einträchtig zeternden Rektor und Senat, als ob die Welt nun untergehen müsse. Und doch hatte schon 180 Jahre vor Thomajus ein deutscher Professor, den unerhörten Crevel verübte, sich auf dem Katheder der deutschen Mutter Sprache zu bedienen. Es war dies der aus Göttingen gebürtige Theologus Heerlingh, der um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts als Magister der Theologie in Rostock dozierte und mit nur deutsch, sondern sogar plattdeutsch vortrug. Heerlingh, der elegante, aber auch recht kostbare lateinische Werke zu machen verstand, hatte, obwohl er deutsch vortrug, wie Heinrich Heine in Heidelberg mittheilt, seinen Namen in Latein lateinisiert, was Ulrich von Hutten, der 1510 ebenfalls kurze Zeit in Rostock las, ihm mit der malitiosen Bemerkung anreißt, daß er kein Heerlingh, sondern eigentlich ein Heberberling sei. Sechzehn Jahre nach ihm begann auch Theophrastus Bombostus Paracelsus, nachdem er als Stadtarzt nach Basel berufen war, an der dortigen Universität deutsche Vorlesungen zu halten, die ihm genügend Tadel von seiten seiner Kollegenschaft eintrugen und selbst Luther, der im allgemeinen lateinisch las und nur zuweilen deutsche Erläuterungen in seine Vorträge zu Wittenberg einschob, mußte sich die Verdächtigung gefallen lassen, daß er des Lateins nur ungenügend mächtig sei. Die Versuche zur Einführung der deutschen Vortragsweise an den Universitäten erlahmten bald gänzlich und noch 1711 äußert sich ein sächsischer Geist sehr mißlieblich über den Gebrauch des Deutschen. Der Umschwung war aber auf die Dauer nicht mehr anzuhalten. Am längsten erhielt sich auf den Universitäten das Latein bei dem medizinischen Unterricht, aus dem es erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts verdrängt wurde.

### Japanische Korallen.

Die Japaner haben die Erzeugnisse des Meeres immer auszunutzen verstanden, aber früher hauptsächlich in den Festlandtheilen, die unmittelbar zur Nahrung verwandt werden können. Erst in neuerer Zeit hat man auch Stoffe für die Industrie aus den dortigen Gewässern zu holen begonnen, und unter ihnen spielen erst seit etwa 40 Jahren auch die Korallen eine wichtigere Rolle, obgleich sie auch jetzt von den Fischern immer nur noch nebenher mitgenommen werden. Das wird nach einem Urtheil der Mittheilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins in einer neuen Zukunft wahrscheinlich anders werden, weil die Korallenfischer an den Küsten Italiens, die bisher den Korallenmarkt wesentlich versorgten, jetzt merklich zurückgegangen ist, so daß es für die Japaner noch lohnender werden dürfte, ihre Korallen auch bis nach Europa zu schicken. Die ertragreichsten Korallengründe liegen auf der Süd- und Westseite der Insel Schikoku, andere an den Küsten von Kjusiu, andere Theile der an die japanische Inseln grenzenden Meere kommen vorläufig nicht in Betracht. Von den vorerwähnten Korallen werden drei Arten unterschieden, eine rothe, eine rosabarbene und eine weiße, die auch von der Zoologie als verschiedene Arten bezeichnet werden. Am werthvollsten ist die rosabarbene Koralle, die schon von den Fischern für 10 Mark pro Gramm verkauft wird; am häufigsten ist dagegen die dunkelrothe Art. Innerhalb ist die japanische Koralle der italienischen nicht ganz gleichwerthig, weil sie einen weissen Kern hat, der sich durch den ganzen Bau hindurchzieht. In Japan selbst sind Korallen seit sehr langer Zeit zu Schmuckstücken in Gebrauch gewesen, so daß früher sogar noch eine erhebliche Einfuhr stattgefunden hat. Diese hat erst im Jahre 1906 völlig aufgehört. Im Jahre 1908 wurden, obgleich der größte Theil der erbeuteten Korallen immer noch in Japan selbst verbraucht wird gegen 60,000 Fund in Werthe von mehr als einer Million ausgeführt und zwar hauptsächlich, was nicht uninteressant ist, nach Italien.

Der Hof ist eine lästige Bürde. Er senkt das Herz tief in die Brust hinab und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden. Goethe.